

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 29 (1950)
Heft: 11

Buchbesprechung: Hinweise auf neue Bücher

Autor: V.G. / J.W.B. / W.F.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hinweise auf neue Bücher

Heinrich Fichtenau: Das karolingische Imperium. Soziale und geistige Problematik eines Großreiches. 336 Seiten. Fretz & Wasmuth Verlag AG, Zürich 1949.

Auf Grund sehr umfangreicher Quellenstudien hat der Verfasser eine außerordentlich wertvolle historische Darstellung geschaffen. In bewußtem Gegensatz zu den bisher geläufigen Ansichten, insbesondere zum Mythos von der «Herrlichkeit des Karlsreiches», hebt Fichtenau die «dunklen Seiten» der karolingischen Epoche hervor. Besonders interessant ist das Kapitel über die «armen Leute» (S. 153–184). Wir erfahren, daß schon zur Zeit Karls des Großen viele freie Bauern «bis zur äußersten Armut getrieben wurden». Widerrechtliche Einziehung von Bauerngütern (wodurch die Betroffenen gezwungen wurden, sich entweder in Knechtschaft zu ergeben oder in ein Kloster zu fliehen) war um 800 an der Tagesordnung. Die von Marx im «Kapital» geschilderte «ursprüngliche Akkumulation» hat somit nicht erst im Spätmittelalter oder in der Neuzeit begonnen. Fichtenau darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, ein bisher wenig bekanntes Kapitel europäischer Sozialgeschichte aufgehellte und einen wichtigen Beitrag zur frühesten Entstehungsgeschichte des Proletariates geleistet zu haben. V. G.

Lewis Broad: Winston Churchill. Ein politisches Lebensbild. 2 Bände. 800 Seiten, Europa-Verlag, Zürich.

Im Zusammenhang mit der ausführlichen Analyse, der wir an anderer Stelle den neuesten Band von Churchills Memoiren unterwerfen, ist es angebracht, auf die einzige Churchill-Biographie einzugehen, die unseres Wissens in deutscher Sprache vorliegt. Sie hat durch das Erscheinen der Kriegserinnerungen ihres Helden nicht allzu viel von ihrer Bedeutung eingebüßt, da der hohe Preis der Memoiren einer weiten Verbreitung im Wege steht. Das abenteuerliche Leben des Politikers, Soldaten, Schriftstellers und Malers Winston Churchill darzustellen, den Motiven nachzuspüren, die ihn, der als Konservativer begonnen hatte, in die Liberale Partei übertreten hießen, von der er wieder in die Konservative zurückkehrte, was ihn nicht daran hinderte, sie auf das bitterste zu kritisieren; aufzuzeigen, wie der anerkannte Führer der Nation selbst seine Bedeutung dadurch reduziert, daß er — wie Bevan gesagt hat — sich zum «Aushängeschild der Konservativen» hergibt, das alles wäre eine verlockende Aufgabe.

Leider ist Lewis Broad andere Wege gewandelt. Er hat eine unkritische und oberflächliche, aber auch sachlich unvollständige Heldenlegende geschrieben. Daß er Churchill verherrlicht, sei ihm nicht übelgenommen; aber muß das in einer Form geschehen, daß er alle jene (z. B. den liberalen Premierminister Asquith) schmäh, die seinem Helden irgendwann und irgendwo entgegengetreten sind oder auch nur im Wege waren? Churchills Verhalten wird aber selbst dort, wo auch seine Freunde kritisch sind (z. B. beim Gallipoli-Unternehmen des ersten Krieges), mit unangebrachtem Fanatismus verteidigt, und nur in der Frage der Wiedereinführung des Goldstandards wagt es Lewis Broad, sich vorsichtig von ihm zu distanzieren. Die Darstellung einer geschichtlichen Figur kann auf diese Weise nur leiden, und es ist sehr schade, daß der Verfasser, statt eine systematische Biographie zu schreiben, nur eine lückenhafte Zusammenfassung an sich recht geschickt geschriebener Reportagen bietet. Wer sich darüber orientieren will, was für einen Standpunkt Churchill z. B. in der irischen Frage eingenommen hat oder warum die Inder über seine Politik so verbittert waren, welchen Anteil er an der Beschneidung der gewerkschaftlichen Rechte nach dem Generalstreik hatte usw., der wird nicht auf seine Rechnung kommen. Das wird verschwiegen, einfach aus dem Grunde, weil er damals Ansichten verfocht, die heute auch von ihm kaum aufrechterhalten werden könnten oder die er gerne der Vergessenheit anheimfallen lassen möchte. Daß er 1927 Mussolini verherrlicht hat, erfährt der Leser nur in einer Nebenbemerkung bei der Besprechung der Vorgänge des Jahres 1943!

Der erste Band schließt mit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges, der zweite ist ganz mit der Schilderung der Kriegszeit Churchills erfüllt. Hier konnte sich das Talent des Verfassers, packende Situationen darzustellen, viel besser zur Geltung bringen, und er hat es vor allem verstanden, jedes seiner Kapitel auf einer der Kriegsreden seines

Helden aufzubauen, aus denen er die wesentlichsten Partien mit großem Geschick in die Erzählung verwoben hat. Die Wiederbelebung der entscheidenden Teile dieser Reden mit ihren schon klassisch gewordenen Formulierungen inmitten eines flüssig geschriebenen Textes ist der größte Aktivposten des Buches.

Leider ist die Übersetzung voll von Anglizismen und Irrtümern aller Art. Den Vorsitzenden des Unterhauses (Speaker) kann man deutsch nicht als «Parlamentssprecher» bezeichnen, «Editor» ist kein «Herausgeber», sondern ein Chefredaktor, «Civil Servants» (Staatsbeamte) sind keine «Zivilbeamten» und ein «Lieutenant» ist in manchen Fällen kein Leutnant, sondern ein Adjutant.

J. W. B.

Dr. Werner Kuhn: Herman Greulich und Charles Fourier. Eine geistesgeschichtliche Gegenüberstellung. 134 Seiten. Juris-Verlag, Zürich 1949.

Zu der noch wenig untersuchten Frage des Einflusses der «utopischen Sozialisten» auf die Entwicklung der sozialistischen Ideen und der sozialistischen Arbeiterbewegung in der Schweiz leistet die vorliegende Arbeit von Dr. Werner Kuhn einen interessanten und wertvollen Beitrag. Mit Recht geht der Autor davon aus, daß es noch so mancher Einzeldarstellung bedürfe, um zu einem Gesamtüberblick über die nun mehr als hundertjährige Geschichte des schweizerischen Sozialismus (über die bisher erstaunlich wenig wissenschaftliche Arbeiten vorliegen) zu gelangen. Kuhns Schrift verbindet gewissenhafte Quellenforschung mit den Vorzügen klarer Fragestellung und eines flüssigen, gut lesbaren Stils. Sein Hauptanliegen ist, den Einfluß der Ideen Fouriers auf die Gedankenwelt Herman Greulichs gewissenhaft zu untersuchen und darzustellen; doch ergeben sich auch mancherlei interessante Ausblicke auf die Rolle Greulichs in der schweizerischen Arbeiterbewegung, auf Greulichs wichtige Begegnung mit seinem Lehrmeister Bürkli u. a. m. Auch die im Anhang gegebene Bibliographie sämtlicher vom Verfasser gefundener Publikationen Greulichs (die weit verstreut und bisher noch nirgends erfaßt sind) stellt einen wichtigen Beitrag zu künftigen Untersuchungen über den schweizerischen Sozialismus dar.

W. F.

Paul Schmidt: Statist auf diplomatischer Bühne, 1923 bis 1945. Erlebnisse des Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas. 604 Seiten. Athenäum-Verlag, Bonn 1949.

Die Erinnerungen des Mannes, der Hitlers Tiraden Chamberlain mit der gleichen Gewissenhaftigkeit übersetzt hat, wie es vorher Stresemanns aufrichtig gemeinte Appelle zu einer deutsch-französischen Verständigung Briand verdolmetscht hatte, nimmt man mit gemischten Gefühlen zur Hand, und den zwiespältigen Eindruck wird man bis zur Beendigung der Lektüre des umfangreichen Bandes nicht los. Aber es ist zweifellos ein interessantes Buch, auch wenn es kaum viele neue Erkenntnisse vermittelt und überhaupt keine Sensationen enthält. Gewonnen hätte es freilich, wenn der Autor seiner «Lust, zu fabulieren», etwas Zügel angelegt hätte; nicht jedes Glas Whisky, das er «dienstlich» zu sich genommen hat, ist des Verzeichnetwerdens wert.

Die packenden Stellen im Buch haben mit Hitler und den übrigen braunen Banditen nichts zu tun. Dr. Paul Schmidt wurde schon als Student seiner außerordentlichen Sprachenkenntnisse wegen als Dolmetsch bei internationalen Beratungen verwendet, und er war insbesondere Stresemanns ständiger Begleiter. Für Stresemann zeigt er unverhohlene Bewunderung, die sicher vom Herzen kommt. Stresemanns pathetische Bemühungen, zu einer deutsch-französisch-englischen Zusammenarbeit zu gelangen, werden liebevoll geschildert. Schmidt beschwört den Geist von Locarno (1925) herauf und läßt Deutschlands Einzug in den Völkerbund (1926) am geistigen Auge des Lesers vorbeiziehen, Symbol einer Epoche, die unwiederbringlich dahin ist und kaum noch in der Erinnerung lebt. Von dramatischer Wucht ist seine Beschreibung des Zusammentreffens des todkranken Stresemann mit Poincaré (1928); wegen Stresemanns Gesundheitszustand mußte diese Unterredung vorzeitig abgebrochen werden. Sicher war Stresemanns frühes Ableben (1929) ein Unglück für Deutschland und die Welt; aber ob auch ein kerngesunder Stresemann der Katastrophe hätte vorbeugen oder sie auch nur aufschieben können, bleibt die Frage.

Nach Stresemann kam Curtius, nach ihm Neurath ohne Hitler, dann Neurath mit Hitler und schließlich Ribbentrop. Schmidt hat allen von ihnen treu, fleißig und ehrlich

gedient, und es wäre geschmackvoller, wenn er es dabei bewenden lassen wollte. Wenn er sich jetzt über die Größen des Dritten Reiches lustig macht und insbesondere Ribbentrop mit Hohn und Spott übergießt, wirkt das ein wenig wie das Benehmen eines Lakaien, der auf die Herrschaft alles Schlechte weiß, nachdem sie einmal in Konkurs gegangen ist. (Nichtsdestoweniger erfährt man da einige amüsante Dinge. So hat der japanische Außenminister Matsuoka, als er bei Göring zum Essen eingeladen war, plötzlich Schmidt laut gefragt, ob in Deutschland bekannt sei, daß man im Ausland Göring als irrsinnig betrachte und daß nach dieser Richtung auch Bestätigungen von Heilanstalten zirkulieren. Schmidt, der das natürlich wußte, fiel es sicher nicht leicht, hier Abscheu und Entsetzen zu heucheln.) Über die Tatsache, daß Schmidt 1943 – spät, aber doch – der Hitlerpartei beitrug, möchte er mit einigen nonchalanten Bemerkungen hinweggleiten. Nur so nebenbei erwähnt er, daß er unter Ribbentrop auch mit der Führung von Protokollen über Unterredungen mit ausländischen Politikern betraut wurde; daß man ihm, der gar kein Diplomat im engeren Sinne war, damals den Gesandtentitel verlieh, verschweigt er vorsichtigerweise ganz.

Paul Schmidt tut sich viel darauf zugute, daß er so wahrheitsgemäß berichtet. Es scheint aber, daß er als schlauer Fuchs eher abgewartet hat, was in den Memoiren der seinerzeitigen Gegenspieler stehen wird, und daß er bewußt über das dort Berichtete nicht hinausgegangen ist; er berichtet nur im Detail. (So erfährt man von ihm, daß die von der Münchner Konferenz 1938 angenommene Formel zwar von Mussolini vorgeschlagen, aber von den Deutschen ausgearbeitet worden war. Die Naivlinge Chamberlain und Daladier hatten sie für einen «Vermittlungsvorschlag» Mussolinis gehalten.) Wie es mit der Wahrheitsliebe des Dr. Schmidt bestellt ist, erkennt man sofort, wenn man sein Buch mit seinen Aussagen vor dem Nürnberger Tribunal am 28. März 1946 vergleicht. Damals wurden die näheren Umstände geprüft, unter denen Hitler am 25. August 1939 den Befehl zum Vormarsch gegen Polen widerrief, der am nächsten Tag beginnen sollte. In Nürnberg wußte Schmidt nur, daß «irgendwelche» militärischen Befehle widerrufen wurden, wollte aber keine Ahnung haben, ob es sich um den Vormarschbefehl handelte. Jetzt erzählt er wie von der selbstverständlichsten Sache von den Erörterungen an diesen Tag um den Widerruf des Vormarschbefehls. In Nürnberg hatte er behauptet, bei einer Besprechung zwischen Hitler und Horthy anwesend gewesen zu sein und das Protokoll geführt zu haben; jetzt erzählt er, daß man ihn nicht zugelassen habe und daß er daher nicht wisse, was gesprochen wurde... (Unter den Nürnberger Akten befindet sich die von Schmidt unterschriebene Aufzeichnung über diese Unterredung.)

In einem Punkt ist aber Schmidts an sich fragwürdige Zeugenschaft wertvoll: in der Demaskierung der Dummheit der anglo-französischen Politik Hitler gegenüber, des ständigen Zurückweichens vor jeder Provokation und des Hinhaltens der andern Backe. Oft hat man sich die Frage vorgelegt, wieso sie alle, diese Simons und Hoares und Chamberlains, einem Betrüger wie Hitler hereinfallen konnten, und wieso selbst ein Lloyd George von ihm «fasziniert» werden konnte, da doch das Welteroberungsprogramm des Dritten Reiches klar zutage lag. Für die kaum vorstellbare Blindheit und Weltfremdheit einer Appeasement-Politik, die den Lügen von der jeweils «letzten territorialen Forderung» gern glaubte, solange es um Forderungen gegen andere ging, legt Schmidt geradezu erschütternde Beweise vor, und diese Kapitel seines Buches mögen in der angekündigten amerikanischen Ausgabe eine heilsame Wirkung ausüben. Er bestätigt auch, daß eine Generalsrevolte im September 1938 der ganzen Hitlerlei ein Ende gemacht hätte, wenn nicht Chamberlain mit seinen Pilgerfahrten zu Hitler diesem zu Hilfe gekommen wäre. Eine antinazistische Erhebung im Augenblick, da der Westen, dem sie zugute gekommen wäre, Hitler recht gibt, war natürlich nicht möglich.

Auch der zweifellos überdurchschnittlich intelligente Paul Schmidt ist übrigens Hitlers «faszinierender» Wirkung hin und wieder erlegen und geniert sich selbst heute nicht, von einem «großzügigen Vorschlag» zu sprechen, als Hitler eine nur von ihm selbst hervorgerufene Krise 1939 «bloß» durch die Annexion von Danzig beilegen wollte. Schmidt ist nicht so sehr interessant als Person, als als Typus; dieser Typus hat leider im nachhitlerischen Deutschland wieder die Überhand bekommen. Hinter einem stolz zur Schau getragenen, aber ganz verschwommenen Europäertum, das bei einem Menschen, der mehr in Paris und London als in seiner Vaterstadt Berlin gelebt hat, kaum über- raschen kann, verbirgt sich ein «gemäßigter» Nationalismus, der dem Nazismus mehr die

Methoden als die Ziele übelnimmt. Was hilft ein abstrakter Kosmopolitismus, wenn man in jedem konkreten Fall – Österreich, Tschechoslowakei, Polen – kaum verhüllen kann, daß man die Probleme nur mit national-deutschen Augen sieht? Es ist kein Zufall, daß Schmidt für alle die Pétains und Laval, für Leopold von Belgien, und wie alle die Halben, Lauen und Zwieschlächtigen der vergangenen Epoche heißen mögen, je ein gutes Wort übrig hat. Indem er sich verteidigt, verteidigt er unbewußt sich selbst. An *diesem* Wesen kann die Welt nicht genesen.

Schmidt ist sicher ein ausgezeichneter Übersetzer. Um so mehr muß es angesichts dessen überraschen, daß der «Chefdolmetscher im Auswärtigen Amt» einen wenig anziehenden Stil schreibt und auch sonst mit seiner Muttersprache häufig auf Kriegsfuß steht («das unendlich viel folgenschwerere Fiasko» – Schlag auf Schlag folgten sich Fragen und Antworten»). Das wäre wieder in Frankreich und England nicht möglich.

J. W. B.

Charles Reber : Un homme cherche la liberté. Jean-Paul Marat. 281 Seiten. Editions de la Baconnière, Boudry/Neuchâtel.

Die Ankündigung auf der Innenseite des Umschlags beginnt mit der Feststellung, bisher hätten sich die Biographen von Marat (1743—1793) nur mit den letzten Erlebnissen des Journalisten und Volkstribuns beschäftigt, während die ersten 45 Jahre dieses wechselvollen Lebenslaufes kaum je durch Forschungen oder Darstellungen erhellt worden seien. Wohl war bekannt, daß Marat aus Boudry stammte; auch wurde noch gemeldet, er sei Arzt (manchmal hieß es auch: als Tierarzt) im Dienst des Grafen von Artois, des Bruders von Ludwig XVI., tätig gewesen, aber viel mehr war bisher nicht ermittelt worden. Nun erfahren wir, daß Marat der Sohn eines um seines protestantischen Glaubens willen geflohenen sardinischen Kunsthandwerkers war, der sich zuerst nach Genf flüchtete, nachher nach Boudry und später nach Yverdon verzog.

Der Biograph sucht nicht nur die «Vorgeschichte» aufzuhellen, sondern schildert die Schicksale und die Wirksamkeit von Marat in der Revolutionszeit. Gerade bei Marat trifft es zu, daß die Revolution die Revolutionäre macht, daß sie erbarmungslos die Lebenslose schüttelt und wirft. Die Geschichtschreibung aber geht gemeiniglich von der entgegengesetzten Ansicht aus, und darum ist das Urteil, das in den landläufigen Revolutionsgeschichten über Marat gefällt wird, noch weithin konventionell, ja stereotyp geblieben: Marat wird mit einem Ressentiment ausgezeichnet, das vieles, wenn nicht gar alles, «erklären» soll, und dann wird er mit der Verantwortung für die Septembermorde beladen. Erst Jaurès hat in der «Histoire Socialiste» begonnen, Größe und Grenze des Schöpfers des «Ami du Peuple» klarzustellen, und Kropotkin hat diese Bemühungen fortgesetzt. Durch diese Arbeiten wurde deutlich, daß der «finstere Marat» nicht nur nüchtern im Urteil, sondern hellichtig und für Illusionen wenig anfällig war, so daß sich sein Ansehen bei den Massen der Pariser Vorstädte gerade in den Tagen und Wochen, die seiner Ermordung vorangingen, zu festigen schien. Gleichzeitig tauchten auch erstmals in dieser Periode neue Kräfte und Tendenzen auf – es sei an Babeuf und an die Enragés erinnert –, mit denen sich Marat hätte auseinandersetzen müssen. Hier endet die Tatsachenforschung; es öffnet sich das Feld für die Vermutungen...

Reber schlägt im Versuch der Revision des Urteils über den Revolutionär Marat einen andern Weg ein als Jaurès und Kropotkin. Was er hier vorbringt, scheint dem Rezensenten weder so neu noch so verdienstlich wie das, was er bei der Aufhellung der Schicksale des vorrevolutionären Schriftstellers vorzutragen hat.

O. V.

Krebsforschung in den USA

Die amerikanische Kommission für Atomenergie hat seit Anfang 1950 für medizinische Forschungen, insbesondere für Krebsforschung, 2 Millionen Dollar ausgegeben. An Forschungsinstitute zahlreicher («westlicher») Länder hat sie insgesamt 2000 Sendungen radioaktiver Substanzen ausgeführt. Gegenwärtig richtet die Kommission zwei spezielle, mit Forschungsinstituten verbundene Spitäler für Krebskranke ein, wo neue Heilmethoden experimentell geprüft werden sollen.

Die «American Cancer Society» hat im Jahre 1949 zur Bekämpfung der Krebskrankheit an Beiträgen aus privater Hand 13,5 Millionen Dollar eingenommen.